

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 7

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor: Hintermann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die klare Schale.

Ein jeder Tag hält eine klare Schale,
 Darin von Ewigkeit zu Ewigkeit
 Die Stunden fließen läßt die Mutter Zeit.
 Und in der Schale, die ein Tag so hält,
 Da spiegelt sich mit ihrem Gram und Glück die Welt.
 Und Neid und Mord und Haß und Streit,
 Und höchster Glanz und tiefstes Leid,
 Der Liebe Schmerz und Seligkeit
 Sind, eng gedrängt,
 Darin vermengt.
 Und wenn die Schale überfließt
 Und sie sich zitternd neigt, dann gießt
 Die große milde Mutter Zeit
 Lauflos der Schale Inhalt in die Ewigkeit.
 Und hält die Schale einen Augenblick in Händen
 Und schaut gespannt, ob ihre Flächen senden
 Ihr Licht so ungetrübt und klar,
 So schönheitsvoll, wie es am jungen Morgen war.
 Doch jeder Schale Klarheit noch ward rauh versehrt,
 Von Menschenhaß und Bitterkeit verheert.
 Und keine noch behielt den Strahlenkranz
 Und keine noch den jungen Hoffnungsglanz.
 Und Schale sinkt um Schale mit herab
 Und Tag um Tag ins große Nichts, ins Grab.
 Wenn aber einstens einmal eine Schale hält ihr klares Licht,
 Dann geht zu Gott mit ihr die Mutter Zeit und spricht:
 „Allvater sieh! die Menschheit ist bereit,
 In diesem Kleinod hier strahlt Menschlichkeit.
 Hier reicht sie dir der Menschheit höchste Zier!
 Nun, Herr, laß deine Gnade leuchten über ihr!“

Johanna Siebel.

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

Als wir am folgenden Morgen vor die Hütte traten, hatte sich das Wetter wieder arg verschlechtert. Garuas, d. h. Regenböen, vermischt mit Graupeln, schlugen uns entgegen, und die Berge rundherum waren in dichte Wolken gehüllt. Unter solchen Umständen mußten wir den Aufbruch bis zum Mittag verschieben. Als es jedoch auch am Nachmittage noch nicht besser wurde, entschloß ich mich, ohne Rücksicht auf das schlechte Wetter, wenigstens bis zum Abraspungo-Passe vorzudringen. Dort mußte nach den Angaben meines Führers eine Hütte zu finden sein, in der eine Anzahl Wäch-

ter der Compania de estancos wohnten, die den Alkoholschmuggel aus dem westlichen Tieflande herauf verhindern sollten. Unser Wirt samt seiner Frau und dem kleinen Kinde hatten sich trotz des Unwetters schon am frühen Morgen verzogen, um nach dem Vieh zu sehen, das man Tag und Nacht auf dem Paramo frei weiden läßt. Gegen zwei Uhr sattelten wir bei strömendem Regen unsern Esel und zogen hinter ihm drein langsam dem Paßübergange zu. Allmählich lichtete sich das Gewölk, und ein Teil der Hochfläche lag unsern Blicken frei.

Im Vergleich zu unseren Alpenweiden bie-

tet der Paramo oder die Hochsteppe ein ungemain trübseliges Bild. An Stelle des gleichmäßigen saftigen Grün, das dort das Auge erfreut, trifft man hier nichts als halbverdorrtes graugelbes Büschelgras, das, oft meterhoch auf den Unebenheiten des Bodens stehend, das Vorwärtstommen arg erschwert. Je höher hinauf man jedoch kommt, umso mehr scheint sich die Vegetation vor den heftigen Stürmen und den austrocknenden Sonnengluten in den Boden hinein zu verkriechen. Von Blumen ist den größten Teil des Jahres wenig zu sehen. Während jedoch der Botaniker im Paramo noch einigermaßen auf seine Rechnung kommt, ist für den Zoologen da oben wenig zu holen. Größere Vierfüßer wird er auch bei wochenlangem Aufenthalt nur ausnahmsweise zu Gesicht bekommen. Einige träge Geier, ein paar unscheinbar gefärbte kleinere Vögel und vielleicht noch der kleine Paramohase sind alles, was der gewöhnliche Reisende zu beobachten vermag. Trostlos, wie der Anblick des Paramo selbst, ist auch das Leben, das der Mensch in diesen Einöden führt. Außer den Grasshütten der indianischen Viehhüter trifft man im günstigsten Falle, und oft mehrere Tagereisen voneinander entfernt, einsame Hatos, d. h. Hütten, die von einem aus rohen Steinmauern errichteten Hofraum, dem sog. Corral, umgeben sind. Hier werden von Zeit zu Zeit die halbwilden Viehherden von ebenso verwilderten Peonen zur Zählung und Markierung zusammen getrieben. Verglichen mit einem solchen Hato, ist eine unserer besseren Alphütten geradezu ein Palast. Aus großen rohen Lavablöcken oder auch nur aus Holzreisig und Paramogras erstellt, findet sich in seinem Innern außer einigen Steinblöcken und einem Haufen halbvermoderten Heues meist keine weitere Einrichtung. Die wenigen Löcher, die die Stelle von Türe und Fenster versehen, werden abends und bei den häufigen Stürmen notdürftig mit Ochsenhäuten gegen Kälte, Wind und Schnee geschlossen. Normalerweise steht der Hato leer. Nur zur Zeit der Viehschau entwickelt sich in seiner Umgebung ein lebhafteres Bild. Von allen Seiten treiben die Peonen mit lauten Rufen die Viehherden im Corral zusammen; aus dem Grassdach der Hütte entweicht dichter Rauch und im Innern selbst herrscht lärmendes Treiben. Wenige Tage später aber steht der Hato wieder genau so einsam wie zuvor. Ge-

legentlich kommt es auch vor, daß ein Urcucama, d. h. Berghüter, in der Nähe des Hato seine Hütte aufgeschlagen hat. Ihm kommt die Aufgabe zu, Tag für Tag, bei Sturm, Regen oder Sonnenglut die einsamen Hochflächen zu durchwandern und das gefallene Vieh abzuhäuten, bevor es die allgegenwärtigen Geier in Stücke zerhackt haben. Ermüdet kehrt er abends in seine elende Hütte zu seiner Familie zurück, und während draußen die Winde heulen oder Schneestürme durch die Einöden wüten und die umliegenden Wassertümpel mit zoll dickem Eis überziehen, fauert er mit den Seinen frierend um das magere Strohfeuer und versucht umsonst seinen kärglichen Locro zum Kochen zu bringen.

Auch unserem Esel gefiel das Leben im Paramo und die stets dünner und kälter werdende Luft immer weniger. Wiederholt schon hatte er den Versuch unternommen, samt seiner Last in gestrecktem Galopp zur Tiefe durchzubrennen, aber immer wieder hatten wir sein Vorhaben rechtzeitig entdeckt und ihn mit Gewalt auf den zwar ehrenvollen aber rauen Pfad der Pflicht zurückgetrieben.

Als sich gegen den Spätnachmittag die Nebel weiter lichteten, konnten wir endlich einen Überblick über unsere Umgebung gewinnen. Zu unserer Linken zogen sich stark ansteigend die Abhänge des Chimborazo hinauf, während wir zur Rechten in eine tiefe kesselartige Talmulde hinunterblickten, die unmittelbar vor der Paßhöhe in fast senkrechten Wänden jäh abbrach. Hinter uns dehnte sich hügeliges Paramo-Vorgelände und in der Tiefe breitete sich fast bis gegen den Horizont hin die große Talmulde von Riobamba aus. Sehr deutlich schob sich auch der Querriegel des Iqualata vom Fuße des Chimborazo weg nach der Ostkordillere hinüber, während das weiter nördlich gelegene Becken von Ambato den Blicken vorerst noch entzogen blieb.

An der Ecke einer vom Chimborazo herunterkommenden Loma stuzte unser Esel plötzlich und wollte nicht mehr vorwärts. Als wir besorgt hinzueilten, bemerkten wir in einer kleinen ebenen Mulde, jenseits des Bergrückens etwa ein halbes Dutzend Kondore, die sich an dem Kadaver eines freipierten Kindes gütlich taten. Als sie unsere Ankunft bemerkten, suchten einzelne von ihnen sofort aufzufliegen. Da sie sich aber tüchtig vollgefressen hatten, gelang

ihnen dies nicht so leicht. In Eile bis an den Rand des steilen Abhanges vorhüpfend, verschwanden sie jedoch bald mit einem Gleitflug in die Tiefe. Einen so majestätischen Eindruck dieser vielgepriesene Vogel auch erweckt, wenn er in schwindelnder Höhe stundenlang frei schwebend seine Kreise zieht, einen so widerwärtigen Eindruck macht er am Boden aus der Nähe betrachtet. Plump und unbeholten, den ganzen Hals und das Gefieder mit Blut und Kot beschmiert, erinnert er in seinem Aussehen in keiner Weise an das Symbol der Freiheit, als das man ihn in den südamerikanischen Republiken vielfach betrachtet. Während er, hoch in den Lüften schwebend, wohl kaum je von einer Kugel erreicht wird, gelingt es unschwer, diesen ausgezeichneten Flieger lebend zu fangen, wenn er sich an einem Aase derart vollgefressen hat, daß er, zu schwer geworden, sich nicht mehr frei zu erheben vermag.

Welch komische Rolle er in solchen Fällen spielt, geht aus der nachfolgenden Schilderung des bekannten Geologen Reiß hervor, der am Fuß des Antisana zum Zeitvertreib einst einer solchen Kondorjagd beiwohnte: „Der Mahordomo (Verwalter der Hacienda) hatte ein unbrauchbares Pferd mitgebracht, das eine Viertelstunde von dem Hause entfernt auf einer freien Ebene erdroßelt wurde, um als Lockspeise für die Geier zu dienen. Am nächsten Morgen standen alle Pferde gesattelt vor dem Hato, und von Zeit zu Zeit brachte ein als Spion ausgestellter Indianer Nachricht über das Verhalten der Vögel. Als ungefähr zehn bis fünfzehn Stück sich während einiger Stunden gütlich getan hatten, brachen wir zum Angriff auf. Fünf berittene Indianer und der Mahordomo, alle mit Lasso bewaffnet, rückten in aller Stille aus, und auch ich schloß mich zu Pferde an, um die Jagd aus nächster Nähe zu beobachten. In kurzem Trapp ging es eine Anhöhe hinan, wo uns nur ein kleiner Hügel noch von der erhofften Beute trennte. Die Reiter umschwenkten ihn rechts und links und sprengten in scharfem Galopp, mit geschwungenem Lasso in der Hand, vor, ich ritt ihn hinauf, um das Schlachtfeld zu überschauen. In der Mitte der Ebene lag der schon fast bis auf die Knochen verzehrte Kadaver, darauf und im Kreise umher saßen die riesigen Aasgeier. Von zwei Seiten jagten die Indianer auf ihren elenden Kleppern heran, zusammengekrümmt in ihren engen, mit schmut-

zigem Schappelz bedeckten Sätteln, die Beine bekleidet mit eng anliegenden Reithosen aus zottigem Ziegenfell, den großen Sporn am nackten Fuß, statt des Steigbügels einen roh geschnitten, hölzernen Schuh, den großrandigen, von Schmutz strotzenden Filzhut zurückgeschlagen und das Lasso über dem Haupte schwingend: es war wirklich ein schöner Anblick. Durch das Getöse der heranschraubenden Pferde wurden die Kondore, lange ehe die Reiter in die Nähe kamen, aufgeschreckt; schwerfällig auffliegend, suchten sie zu fliehen. Schon gab ich die Beute verloren und ritt langsam meinen Begleitern nach; ein mächtiger Kondor flog mir dabei fast an den Kopf. Als er dem Griff meiner Hand auswich, konnte ich deutlich den verzweiflungsvollen Gesichtsausdruck des Vogels erkennen, der vergeblich bemüht war, sich in die Lüfte zu erheben. Wirklich kam er, zu meinem großen Erstaunen, in weitem Bogen wieder zur Erde nieder. Und nun begann die eigentliche Jagd. In rasender Karriere sprengten wir durch Sumpflöcher, über Erdhaufen, über Grasbüschel und Gräben dem mit unglaublicher Raschheit fliehenden Tiere nach. Näher und näher rückten wir heran; schneller und schneller lief der Kondor, plötzlich überkollerte er sich drei- oder viermal und blieb dann wie angewurzelt stehen, den Kopf auf die Erde gedrückt, die Flügel halb geöffnet nach oben gerichtet. Der Mahordomo ritt heran und warf ihm die Schlinge um die Flügel; ein Indianer sprang vom Pferde und bemächtigte sich des willenlosen Königs der Anden. Das Tier machte gar keinen Versuch, sich irgendwie zu bewegen. Sein einziges Bestreben war, durch Würgen das Fleisch aus dem Kropfe hervorzubringen, um es dann mit der Klaue vollends herauszuziehen. Um dies zu verhindern, wurde ihm der Schnabel zugebunden und dies genügte zu seiner Fesselung. Die übrigen Indianer hatten auf dieselbe Weise ein Männchen gefangen. Die schweren Tiere zu tragen, war meinen inzwischen herbeigeeilten Begleitern zu mühsam: so nahmen sie je zwei meiner Diener zwischen sich, ergriffen die Schwungfedern der Flügel und führten sie so an der Hand, wohin sie wollten. Ein dritter Peon folgte der Prozession mit einem Stricke, der ihnen vorsichtshalber am Fuße befestigt war. Schwerfällig und demütig humpelten die dick angefressenen Tiere zwischen ihren Begleitern dahin, wehmütige Blicke ihren in im-

mer weiteren Kreisen sich erhebenden und der Verfolgung sich entziehenden Gefährten nachsendend."

Während wir uns langsam der Abaspungo-Höhe näherten, begann das Wetter sich von neuem zu verschlechtern. Gefrige Regenschauer, vermischt mit Hagel, schlugen uns entgegen, und machten das Vorwärtstommen außerordentlich mühsam. Völlig durchnäßt, erreichten wir endlich in 4400 Meter Höhe die Grasshütte der

Wächter, die den Alkohol-

schmuggel aus dem westlichen Tieflande verhindern sollen (siehe Abbildung). Die Leute, die wohl selten genug Besuch bekommen, empfingen uns sehr freundlich, und räumten uns ohne weiteres Plätze in ihrem Heulager an. Die Wächter selbst waren keine Indianer, sondern

Cholos, d. h. Mischlinge. Sie erwiesen sich keineswegs als ungebildet; umso mehr wunderte ich mich, daß sie jahraus, jahrein trotz des rauen Klimas in einer Höhle hausten, die bei uns nicht einmal als Viehstall gut genug befunden würde. Der einzige Komfort, den sie gegenüber dem indianischen Hirten vom Vortage besaßen, bestand darin, daß sie statt des Strohes zur Feuerung Reisig verwendeten. Den Proviant mußten sie sich von Zeit zu Zeit von der Bahnlinie unten heraufholen.

Mit Ausnahme des Anführers gingen alle barfuß. Ihr Dienst ist ein ungemein harter. Tag und Nacht, namentlich auch bei den häufigen Schneestürmen müssen sie im Paramo auf die Streife, um das Alkohol- und Tabakmonopol der Compania de estancos vor den Schmugglern zu schützen. Dabei scheinen sie über ziemlich weitgehende Vollmachten zu verfügen, denn jedesmal, wenn eine Ablösung auf die Streife ging, luden sie ihre Repetiergewehre mit scharfer Munition.

Nachdem die Carga abgeladen und der Esel selbst in einer windgeschützten Quebrada verankert worden war, machten wir es uns in der Hütte bequem. An eine richtige Nachtruhe war leider nicht zu denken. Alle zwei Stunden wurden die Wachen abgelöst, was immer mit großem

Geräusche vor sich ging. Die Schlafenden wurden geweckt, tranken heißen Tee und zogen ihre Überhosen aus Ziegenfellen an. Dann marschierten sie barfuß in das Schneegestöber hinaus. Die Neuangekommenen wiederum saßen



Abaspungo-Wächter der Compania de estancos vor ihrem Grasshaus.

uns Feuer herum und wärmten sich ihre durchfrorenen Füße. Der Anführer selbst, von schwerem Rheumatismus geplagt, stöhnte fast die ganze Nacht. Ich schenkte ihm ein Paar lange wollene Strümpfe und gab ihm aus der mitgeführten Apotheke ein Mittel zur Betäubung seiner Schmerzen. Gegen vier Uhr morgens trat ich vor die Hütte, um nach dem Wetter Aussicht zu halten. Das Schneetreiben hatte aufgehört und durch die zerfetzten Wolkenmassen strahlte im blendenden Glanze einer neuen Schneedecke der noch von keines Menschen Fuß betretene Gipfel des Carihuairazo zu uns hernieder.

Rasch entschlossen weckte ich meinen Führer, um die günstige Gelegenheit zu benützen und so rasch als möglich aufzubrechen. Allein kaum hatten wir unseren Esel gepackt, als von neuem ein heftiges Regen- und Schneegestöber losbrach, so daß wir den Abmarsch bis Mittag verschieben mußten. Bis dahin hatte nämlich der Regen aufgehört, und an seine Stelle waren dichte, kalte Nebel getreten. Da jedoch mein Führer die Gegend angeblich genau kannte, brachen wir gegen ein Uhr trotzdem auf und zogen, die Loma*) Yana haca zu un-

*) Loma = Bergrücken.

ferer Linien, über die unteren Teile der Moränenfelder des Abraspungo-Gletschers. Als die Nebel sich einen Augenblick verzogen, bemerkten wir gegen Nordosten die beiden kleinen Wassertümpel der Yana-cocha; sonst aber blieb uns während des ganzen Marsches die Aussicht benommen. Schräg aufwärts ziehend, erreichten wir nach etwa einer Stunde den Rücken der steil abfallenden Loma Lans-urcu. Während des Marsches zeigte sich immer mehr, daß mein „Führer“, der zwar die Gegend rund um den Chimborazo herum recht gut kannte, in der Höhe sich noch weniger im Gelände zurecht fand als ich selbst. Infolgedessen war ich ganz auf die Meherische Karte und den Kompaß angewiesen.

Trotzdem wir einen schönen Teil der Last in der Hütte am Abraspungo-Passe unten gelassen hatten, kam unser Esel auf dem groben, teilweise mit Schnee bedeckten Gelände nur mühsam vorwärts. Immer wieder blieb er keuchend stehen oder suchte Kehrt zu machen und nach der Tiefe durchzubrechen. Auch an uns selbst erfuhren wir mehr als uns lieb war, daß das Bergsteigen von Montblanc-Höhe aufwärts aufhört, ein Vergnügen zu sein. Atemnot und starkes Herzklopfen zwangen auch uns, in immer kürzeren Zwischenräumen stehen zu bleiben. Auf der westlichen Seite der Lans-urcu wurde zum Glück der Boden flacher und das Vorwärtstommen weniger beschwerlich. Am Rande eines Staffels, langsam südwärts in der Richtung des Hauptgipfels ziehend, sahen wir zeitweise in der Tiefe den Bach des Rumipampa-Tales, der, vom Spruce-Gletscher herunterkommend, offenbar infolge des Regenswetters ziemlich viel Wasser zeigte.

Ursprünglich hatte ich beabsichtigt, das Rumipampa-Tal weit unten querend, unser Zeltlager für die Nacht in dem westlich daran anschließenden flachen Sancha-rumi-Tal aufzuschlagen. Leider waren wir jedoch im Nebel schon zu hoch hinaufgekommen, so daß ich mich entschloß, das Rumipampa-Tal aufwärts gegen den Spruce-Gletscher vorzurücken. Bei größter Anstrengung hoffte ich letzteren noch vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen, um am folgenden Morgen bei klarer Sicht einen Überblick über die gesamte Umgebung zu gewinnen und danach die weitere Anstiegroute zu bestimmen.

Keuchend vor Anstrengung, fanden wir gegen sechs Uhr endlich in etwa 5000 Meter

Höhe einen geeignet scheinenden Rastplatz und begannen sofort mit der Errichtung des Zeltes. Daß wir uns bereits in großer Höhe befanden, merkte ich vor allem daran, daß wir uns auch zu den kleinsten Arbeiten erst durch einen starken Willensimpuls zusammenraffen mußten. Mit Mühe stellten wir das Zelt auf und beschwerten es eines allfälligen Sturmes wegen auf den Seiten mit großen Steinen. Nachdem auch noch der Esel hinter einem großen Felsblock nach unserer Meinung sicher vertäut war und sein Futter erhalten hatte, krochen wir erschöpft unter unser Schutzdach. Hier entfernten wir zunächst die größten Steine, zogen, da die Nacht kalt zu werden versprach, unsere wollene Reservewäsche an und breiteten in Ermangelung von Schlaffäcken unsere Decken zum Lager aus. Bald kochte auch auf der Spiritusflamme der Tee, der uns in Verbindung mit einem reichlichen Essen bald wieder in eine behaglichere Stimmung versetzte.

Leider sollte es bald anders kommen. Als ich vor dem Schlafengehen nochmals ins Freie trat, um die Lufttemperatur zu messen, war es bereits stockdunkel. Unheil verkündend, pfiff ein eisiger Wind vom Carihuairazo herüber, und das Schleuderthermometer zeigte bereits minus vier Grad. Da wir nicht genügend dünne Seile zur Verankerung des Zeltes hatten, wälzten wir noch eine Anzahl größere Steine heran, um unserem Schutzdach einen größeren Halt zu verschaffen. Erschöpft und mit blaugefrorenen Händen zogen wir uns hierauf zum Schlafen zurück, in der trügerischen Hoffnung, dieses auch gegen einen allfälligen schweren Schneesturm genügend gesichert zu haben.

Zunächst blieb alles ruhig. Nach etwa einer halben Stunde weckte mich ein heftiges Stöhnen. Mein Führer hatte offenbar einen Anfall von Soroche und bat mich, die Laterne anzuzünden. Beim flackernden Scheine des Lichtes sah ich, daß sein Gesicht aschfahl geworden war. Ich führte ihn hierauf aus dem Zelt. Mit Gewalt mußte ich ihm dann etwas Cognac einflößen, um seinen Lebensmut wieder zu heben. Als er wieder sprechen konnte, erklärte er rund heraus, daß er, sobald der Morgen graue, wieder nach Hause zurückkehren werde.

Unterdessen fuhr der Wind in Stößen gegen unser kleines Zelt, und obwohl wir durch Felsblöcke einigermaßen geschützt waren, wirbelten fortgesetzt Schneewehen durch die Spalten zu

uns herein. Immer heftiger tobte der Sturm, so daß wir mit halberfrorenen Fingern unser gebrechliches Schuttdach kaum mehr zu halten vermochten. Immer rascher folgten sich die einzelnen wütenden Stöße, und ich sah voraus, daß die Geschichte über kurz oder lang ein recht ungemütliches Ende nehmen werde. Die Kerze unserer Berglaterne war längst heruntergebrannt und erloschen. Eine neue aus dem Rucksack hervor zu nehmen, erwies sich als unmöglich, da wir die Zeltstangen keinen Augenblick loslassen durften. Mit Mühe raffte ich im Finstern Pelerrine und Decken zusammen, um wenigstens diese auf alle Fälle bei der Hand zu haben. In diesem Augenblicke riß plötzlich ein heftiger Stoß das Zelt aus seiner Verankerung, und wir lagen im Schneegestöber draußen. Das vom Sturme weggeführte Zelt in der Dunkelheit zu suchen oder gar wieder aufzurichten, schien völlig aussichtslos. Die grimme Kälte aber mahnte uns, für unsere Sicherheit zu sorgen. So raffte ich in Eile Decken und Rucksäcke zusammen und rannte damit zu dem großen Felsblock, hinter dem wir den Esel verankert hatten. Der Strick, mit dem das Tier festgebunden gewesen war, lag noch dort, und im Scheine der wieder angezündeten Laterne sahen wir auch an dem noch am Stricke hängenden Lederzeug, wie es sich losgemacht hatte. Allein der Verlust des Esels kummerte uns jetzt wenig. Vor allem galt es, uns auf irgend eine Weise vor dem immer noch mit Heftigkeit wütenden Sturme zu schützen, denn an einen Abstieg war bei der herrschenden Dunkelheit nicht zu denken. So verkrochen wir uns denn auf ein schneefreies Plätzchen unter dem überhängenden Felsblock, um dort, in unsere Decken eingewickelt, zu warten, bis es Morgen würde.

Da der fühlbarste Wärmeverlust nicht durch die Haut, sondern infolge ständiger Einatmung der eiskalten Luft durch die Lungen vor sich geht, suchten wir uns vor allem durch Einhüllen des Kopfes dagegen zu schützen. Die Nacht schien endlos zu sein. Eng aneinandergedrückt, harrten wir stunden- und stundenlang, nur von Zeit zu Zeit uns aufrichtend, um durch fortgesetztes Stampfen die Füße vor dem Erfrieren zu bewahren.

Gegen den Morgen hin ließ der Sturm etwas an Heftigkeit nach, und als das erste fahle Dämmern des erwachenden Tages anbrach, zogen dichte kalte Nebel von der Paßseinführung

her zu uns herauf. Immerhin sah das Wetter alles andere als vertrauenerweckend aus, und da ich keine Lust hatte, eine zweite ähnliche Nacht auf der eisigen Höhe zu verbringen, entschloß ich mich, wenn auch ungern, zum beschleunigten Abstieg. Sobald die zunehmende Heligheit dies erlaubte, suchten wir unser weggerissenes Zelt und fanden es etwa zwanzig Meter höher, halb im Neuschnee begraben.

Da wir jedoch unsere Sachen nicht selbst hinunter zu tragen vermochten, galt es vor allem, den verschwundenen Esel wieder zur Stelle zu schaffen. Dabei zweifelten wir keinen Augenblick, daß sich dieser, dem Triebe seines Herzens folgend, bergabwärts gewandt hatte. Offenbar mußte er sich schon am Abend vor Ausbruch des Schneesturmes losgerissen haben und konnte infolgedessen bereits bei der Hütte am Abraspungo unten angelangt sein. Während wir jedoch noch darüber beratschlagten, was unter diesen Umständen zu tun sei, zerriß ein Windstoß einen Augenblick das Gewölk zu unseren Füßen, und wir gewahrten den Verlorenen in einer kleinen Mulde, etwa zweihundert Meter weiter unten. Mein Begleiter, dessen Lebensgeister durch einen gehörigen Schluck Aguardiente (d. h. Zuckerrohrschnaps) und den bevorstehenden Abstieg mächtig angeregt waren, machte sich sofort auf den Weg, den Ausreißer wieder herauf zu holen. Unterdessen hatte ich reichlich Zeit, in Ermangelung von Wasser, mit Hilfe des Schnees den Frühstückskaffee zu bereiten und unsere Sachen für den Abstieg zusammen zu packen.

Der dichte Nebel war inzwischen einem feinen Sprühregen gewichen. Allein als mein Begleiter mit dem Tiere endlich erschien, fuhr vom Carihuairazo her bereits ein neues Unwetter gegen uns heran. Naß und durchfroren bis auf die Knochen, erreichten wir gegen Mittag die Hütte am Abraspungo wieder.

Nach kurzer Rast stiegen wir hinter dem fröhlich trabenden Esel her zum Camino real hinunter. Während dieses Abstieges besserte sich das Wetter, wie um uns zu ärgern, mehr und mehr, und als wir die große Heerstraße endlich erreichten, erstrahlten die beiden Bergriesen, die uns während der Nacht so übel mitgespielt hatten, wieder im schönsten Glanze. Um den Heimweg nach Luisa abzukürzen, ließen wir nun die große Hacienda Chuquipoquio zu unserer Linken und zogen statt des

Feldweges, auf dem wir gekommen, ein Stück weit den Camino real entlang. Später gedachten wir diesen zu verlassen, um, dem Bahngleise folgend, schnurgerade nach Luisa zu gelangen. Bevor wir aber so weit kamen, sollte ich noch ein kleines Kulturbildchen zu sehen bekommen, das für Ecuador bezeichnend ist.

An einer Biegung des Camino real bemerkten wir nämlich plötzlich ein halbes Duzend Indianer, die im Paramo lagerten. Neben ihnen graste ein hübsches ungesatteltes Maultier. Als wir uns näherten, brach die ganze etwas verdächtig aussehende Gesellschaft auf, um in beschleunigtem Tempo im Paramo zu verschwinden. Mein Führer meinte, es seien dies Diebe und die leergehende Mula sei offenbar von ihnen gestohlen worden. Kurz darauf begegneten wir einer vornehmen Reitgesellschaft. Es war die Tochter des Besitzers der Hacienda Chuquipuquio, die mit ihrem kleinen Bruder, einem Neger und mehreren Peonen auf einem Spazierritt begriffen war. Mein Begleiter teilte der Reitgesellschaft seine eben gemachte Beobachtung mit, und bald kam man überein, den Dieben nachzueilen und ihnen ihre

Beute wieder abzufragen. Mein Führer schwang sich auf ein ihm zur Verfügung gestelltes Pferd, und im Nu kaufte die ganze Gesellschaft, in eine Staubwolke gehüllt, hinter den Räubern her.

Nach reichlich einer Viertelstunde erschienen sie wieder, die leergehende Mula in ihrer Mitte. Mein Begleiter, der sich bei dem Strauße, seinen zerrissenen Kleidern nach, jedenfalls gehörig ausgezeichnet hatte, gab das geliebte Pferd zurück und nahm dafür die erbeutete Mula in Empfang. Soviel ich von der Unterhaltung zu verstehen bekam, sollte er sie den Behörden in Riobamba unten zu Händen des Eigentümers zur Verfügung stellen. Sobald wir wieder allein waren, warf er eine Decke über das Tier und lud mich ein, die Reitgelegenheit für den Heimweg zu benützen. Er selbst lief, immer wieder seine Freude über die unerhoffte Beute ausdrückend, zu Fuß neben mir her. Der Bahnlinie folgend, erreichten wir gegen Abend endlich die Station Luisa, den Ausgangspunkt unserer mißglückten Chimborazo-Besteigung, wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Aufschwung.

Das Dorf ist ausgestorben,
Sie zogen dem Feste nach,
Ich bin allein zu Hause,
Erinnerung wird wach . . .

Was mich gepeinigt, verdrossen
In drangvoller Werdezeit,
Liegt wie hinter fernen Bergen —
Mein Herz ward still und weit.

Ich sehe mein wirres Leben
In einem neuen Licht,
Die Pfade von Sonne beschienen,
Ein Glanz aus den Wolken bricht.

Von allen Höhen ein Grüßen,
Fernüber hallt Glockengeläut —
Nun, Seele, prüfe die Schwingen,
Nun kommt deine hohe Zeit!

Rudolf Hägni.

Ein Glücklicher.

Humoreske von Anton Tschschow.

Auf der Station Bologoje an der Nikolai-Bahn setzt sich der Personenzug in Bewegung. In einem Waggon zweiter Klasse für Raucher sitzen in halbwachem Zustande fünf Passagiere, die bei dem im Waggon herrschenden Halbdunkel nur undeutlich sichtbar sind. Sie haben soeben auf der Station einen Imbiß zu sich genommen und sich jetzt gegen die Lehnen der Polsterbänke zurückgelehnt; sie versuchen zu schlafen. Alles schweigt.

Die Tür öffnet sich, und in den Waggon tritt eine lange, stockförmige Gestalt mit fuchs-

rotem Hute und sturberhaft elegantem Überzieher, die stark an die Karikaturen erinnert, wie sie einem aus Operetten und Jules Verne'schen Romanen bekannt sind.

Diese Gestalt bleibt mitten im Waggon stehen, schnauft hörbar und blickt, die Augen etwas zusammenkneifend, lange nach den einzelnen Sitzbänken hin.

„Nein, das ist auch nicht der richtige Waggon!“ murmelt der sonderbare Herr. „Weiß der Teufel, wie das zugeht! Es ist geradezu